Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I.

Gehalten bei der öffentlichen Feier in der Aula des Gymnasiums am 22. März 1888.

Weine, Borussia, verhülle dein Antlitz, Germania, traure mit uns, Europa, und der Erdkreis halle wieder von der Klage um den großen Toten! Denn der den Frieden der Welt in seiner Hand sicher geborgen, er ist heimgegangen zu den Gefilden der Seligen, dahin, wo der ewige Friede wohnt; ist hinabgestiegen, was sterblich an ihm war, zu dem erlauchten Vater und der über alles geliebten Mutter, die ihm heut vor einundneunzig Jahren das Leben gegeben hatte.

Ja, der 22. März ist heute. Wie oft haben wir diesen Tag in froher Gemeinschaft festlich begangen; wie oft sind an diesem Tage unsere Dankgebete zu Gott emporgestiegen; wie oft haben wir unserm Kaiser Wilhelm mit jubelnder Begeisterung stets aufs neue an diesem Tage unsere Huldigung dargebracht, das Gelübde der Treue ihm erneuert, unseren Wünschen und Hoffnungen für eine noch lange, lange Zukunft enthusiastischen Ausdruck gegeben! Wie brauste der Strom des Kaiserliedes so gewaltig, wie drang so tief empfunden unser „Lobe den Herren" aus unsern Herzen hervor, wenn wir sonst am 22. März hier versammelt waren. Und heute! Thränenschwer haftet unser Blick an der florumhüllten Büste des Allgeliebten, und bang und düster lastet auf unsren Seelen das Bewußtsein, daß er von uns genommen ist, der unser erhabener Kaiser und angestammter König, der zugleich uns allen ohne Ansehen der Person, des Standes und des Bekenntnisses ein liebender, treuer Vater gewesen, er, dem an Herrschergröße, so lange es eine Geschichte giebt, vielleicht kein Fürst vergleichbar, und dessen Seelenadel, dessen reine Menschlichkeit, um mit dem Dichter zu reden, doch noch allen Glanz seiner Kronen und allen Ruhm seiner einzig großen Thaten überstrahlte. Beweise hierfür geben zu wollen, zumal jetzt geben zu wollen, wo alle Tagesblätter des In- und Auslandes sich erschöpfen im Ruhme und Preise der Regentenweisheit des Unvergleichlichen, wo jeder Tag, jede Stunde fast möchte man sagen, neue Kunde uns giebt von der Herzensgüte, der Leutseligkeit und Milde, der Anhänglichkeit und Dankbarkeit für erwiesene noch so kleine Dienste, der Treue und Sorgfalt in großen und kleinen Dingen, der Gewissenhaftigkeit, kurz jeder menschlichen Tugend aus dem Leben des teuren Toten, es wäre wahrhaft verlorene Mühe. Das Wort des größten Dichters aller Zeiten „Wir werden nimmer seinesgleichen sehen", wir graben es ein als Inschrift unter dem Bilde, das unauslöschlich ein jeder unter uns von dem besten und größten aller Fürsten in seinem Herzen trägt; und wem hätten nicht alle diese Tage her durch die schmerzbewegte Seele jene schönen Verse des Horaz geklungen von dem Fürsten,

„Welchem gleich nichts Herrliches je und Gutes
Uns der Ratschluß göttlicher Huld verliehen hat,
Noch verleihn wird, wandelten auch in Gold sich
Wieder die Zeiten."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verse, die fürwahr besser als auf den schlauen Rechner Augustus auf unsern dahingeschiedenen Kaiser passen, auf ihn, der das Ideal aller Ritterlichkeit und Wahrhaftigkeit im Denken und Handeln gewesen.

Welch ein Mann! Schauer der Ehrfurcht durchrieseln uns, und es ist, als beträten wir geweihten Boden, wenn wir an ihn nur denken, der wie ein Wunder der Allmacht Gottes, ein fast hundertjähriger Greis, seines hohen Berufes in Weisheit und Kraft zu walten fähig gewesen ist bis zur Stunde des Todes. Einem solchen Fürsten gedient, unter dieses Kaisers Regierung gelebt zu haben, es ist ein Glück, um welches die späte Nachwelt uns noch beneiden wird.

Das Volk der Hellenen hat alle Zeit diejenigen glücklich gepriesen, welche die Freiheit des Vaterlandes gegen die persischen Unterdrücker hatten verteidigen dürfen. Ihnen galt die Zeit der Marathonkämpfer und der Salamissieger als der Glanzpunkt ihres nationalen Lebens, und nicht müde wurden sie, durch den Mund ihrer Dichter, Geschichtschreiber und Redner wie in den unsterblichen Werken ihrer bildenden Kunst wieder und wieder den Ruhm jener Zeiten zu verkünden. So wird man auch — des bin ich gewiß — in kommenden Jahrhunderten singen und sagen von der Zeit des Kaisers Wilhelm als einer goldenen, werden die spätgeborenen Enkel an seiner Heldengestalt in staunender Bewunderung emporblicken. Dann wird die Brust des Jünglings bei Nennung seines Namens sich schwellen in unnennbarem Sehnen nach allem Großen, Hohen und Edlen, dessen Verkörperung er gewesen ist, wird sich dehnen in Thatendurst und Siegeshoffnung, und des Knaben Auge wird blitzen, und der Atem ihm stocken, wenn er hört oder liest vom alten Kaiser Weißbart und seinen Thaten. Dann wird man auch diejenigen glücklich preisen, welche ihn von Angesicht zu Angesicht haben schauen dürfen, welche dem strahlenden Helden zu Kampf und Sieg gefolgt sind, welche mit ihm und unter ihm haben schaffen dürfen an der langen und reichgesegneten Arbeit des Friedensfürsten. So wird auch auf uns, die wir heut um ihn weinen und unser lebelang um ihn trauern werden, ein Abglanz fallen von dem leuchtenden Ruhmeskranz, der sein verklärtes Haupt zu zieren bestimmt ist.

Und soll nun dasjenige, um was die späte Nachwelt uns beneiden wird, soll und muß es nicht heut uns ein Trost sein? Und muß nicht in der That der Gedanke wie ein lindernder Balsam um unsre wunden Herzen sich legen, daß wir des hohen Glückes teilhaftig geworden sind, diesen herrlichen Mann zu besitzen, daß er weit über das Maß der sonst dem Menschen bestimmten Zeit hinaus unter uns gewandelt ist, unter uns gewirkt hat lebenerweckend, segenspendend, glückverbreitend, schaffend und sich mühend für seines Volkes Wohl in niemals ermattender Pflichttreue bis zum letztem Atemzuge? Ja,

„Er war unser; mag dies stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen."

So ruft der Dichter Goethe seinem abgeschiedenen Freunde Schiller über das Grab nach. Mit diesen Worten wollen auch wir unserer Totenklage Schweigen gebieten.

Als nach Schillers Tode der erste Schmerz über den Verlust des Freundes gestillt war, griff Goethe in die Saiten seiner Leier und schuf ein Gedicht — auch die eben vernommenen Zeilen sind daraus — welches zu dem Schönsten und Tiefsten gehört, was je eines Menschen Geist ersonnen, den Epilog zur Glocke.

Was er in diesem Gedicht von dem Freunde sagt:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine",

das gilt mit gleichem Recht, wennschon in anderem Sinne, auch von unserm großen Kaiser Wilhelm.

Die fleckenlose Reinheit dieses Lebens, auf welches in Kummer und Trübsal, wie auf der schier traumhaften Höhe des Glückes und des Erfolges mit Fug und Recht die Worte der Schrift sich anwenden lassen: „Wohl denen, die ohne Wandel leben", ist das Vermächtnis unsres Kaisers an sein Volk, ein Vermächtnis, welches allen Wechsel der Zeiten und Geschicke überdauern wird.

Was im Buche der Zukunft geschrieben steht, weiß kein Mensch, und niemand vermag den Schleier zu lüften, der unseren Blicken verhüllt, was früher oder später Preußen und Deutschland einmal treffen kann. Gott in seiner Gnade wird ja nicht wollen, daß so Großes, so Herrliches, so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Glauben an ihn und im Vertrauen auf ihn und mit seinem Segen Geschaffenes zu Grunde gehe; aber welche Prüfung uns oder unsren Nachkommen auch beschieden sein möge, dieses Vermächtnis des ersten Hohenzollernkaisers, das er mit der reinen Größe seines Lebens uns hinterlassen hat, kann nichts und niemand dem deutschen Volke jemals rauben. Von Generation zu Generation wird dieses Fürstenleben seine erziehende und läuternde Kraft üben; wird den kommenden Geschlechtern voranleuchten auf der Bahn der Ehre; wird sie fördern in allem Guten, sie mahnen, wenn sie vom rechten Wege abweichen wollen, und allerwegen sie anspornen, dem Manne nachzustreben, der an der Schwelle des Todes noch keine Zeit gehabt hat, müde zu sein. So wird, wie es so schön im „Faust" heißt:

„Die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn."

Diese Zuversicht sei unser Trost und unsre Hoffnung.

Nur dann aber dürfen wir, das jetzt lebende Geschlecht, dieser Zuversicht sein, wenn wir selbst unser ganzes Dasein zu einem Tempel der Erinnerung an den großen Toten weihen, nicht in müßiger Trauer, nicht in Klagen und Seufzen, sondern in Arbeit und Gottesfurcht, durch die der Verklärte so Großes geschaffen hat.

An wen aber erginge lauter mahnend und folgeheischend dieser Ruf, als an uns, die Kinder desjenigen Landes, welches vor allen anderen ein Recht zu haben glaubt, den großen Toten den seinigen zu nennen?

Wohl hat Kaiser Wilhelm alle seine Unterthanen mit gleicher Liebe umfaßt und keiner Provinz seines weiten Reiches vor einer anderen den Vorzug gegeben. Und doch dürfen wir Brandenburger ihn, den Herrlichen, für uns in Anspruch nehmen. Freilich nicht überheben dürfen und wollen wir uns dessen, sondern nur darum soll es gesagt sein, weil es uns, wie dieses Recht giebt, so auch die heiligste Pflicht auferlegt, allen jenen Tugenden nachzueifern, deren leuchtendes Vorbild er gewesen ist, allen andern voranzugehen in Vaterlandsliebe, Aufopferungsfreudigkeit, Treue und Hingebung an das Herrscherhaus.

Was war es doch, das bei dem Leichenzuge, wie ihn so imposant noch keines Menschen Auge gesehen hat, an jenem Tage, wo ein ganzes Volk seinen Kaiser zu Grabe geleitete, wo aus ganz Europa die Fürsten zusammengeströmt waren, dem Größten und Besten die letzte Ehre zu erweisen, wo die Kränze, welche die ganze gebildete Welt gespendet, zu Bergen sich türmten — was war es da, das allen andern Attributen der Krone vorangetragen wurde? Es war der Kurhut und das Kurschwert. Brandenburg hatte den Vortritt, und mit Recht.

Von hier aus hat der Hohenzollernaar seinen majestätischen Flug unternommen nach Ost und West, nach Nord und Süd, bis endlich erfüllt worden ist, was vor zwanzig Jahren — als frommen Wunsch noch — derjenige deutsche Sänger, in dem am reinsten vielleicht die Liebe zu Alldeutschland und am lautersten die Flamme der Begeisterung für Kaiser und Reich erglühte, dem damaligen König Wilhelm, nur achtzehn Monate vor dem Anbruch des großen Jahres, vorausahnend zugerufen hatte:

„Daß noch dereinst Dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer Dein Adler zieht!"

Hier auf märkischem Boden hat die Wiege des Heimgegangenen gestanden; hier hat er unter den Augen des ernsten Vaters und der holdseligsten Mutter die ersten frohen Kinderjahre verlebt; hier hat der Knabe sich erfüllt mit jener tiefen Frömmigkeit, die Geduld im Unglück, im Glücke Bescheidenheit ihn gelehrt hat für sein langes, langes Leben. Von hier mußte er fliehen, schwächlich und krank, fast aufgegeben von den Seinen, da bei Jena und Auerstädt das alte Preußen zusammengebrochen war; in unsere Mark kehrte der Dreizehnjährige zurück, als das Morgenrot einer neuen Zeit in der Seele des preußischen Volkes leise zu dämmern anfing. Hier hat er die ersten blutigen Thränen vergossen, als die angebetete Mutter in der Fülle der Kraft — so schien es — und in der Blüte der Jahre und in der reichsten Entfaltung ihrer seelischen und körperlichen Schönheit an gebrochenem Herzen gestorben war; hier jenen Schwur geleistet, den er sechzig Jahre später ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelöst hat. Doch wozu noch weiter ausführen, was allbekannt ist? Weiß ja doch ein jeder, wie frohe und schmerzliche Erinnerungen ohne Zahl das Herz des teuren Toten mit unlöslichen Banden an den heimatlichen Boden gefesselt hatten, wie er sich allezeit zurückgesehnt hat nach unserer Mark mit ihren Wäldern, ihren Seeen, ihren Hügeln, ihren weiten Triften. Schlicht wie das Land seiner Geburt war sein Sinn: daher seine Vorliebe für unsere Heimat, die auch die seine war, in der er nun zum ewigen Schlafe gebettet ist. Auch dafür sei ihm Dank!

Dahin, wo die sterblichen Überreste des ersten Kaisers vom Hohenzollernstamme aufgebahrt sind, nach jener Stätte des Friedens, deren weihevolle Schönheit einst dem französischen Dichter Chateaubriand tief empfundene Worte der Wehmut und heiße Thränen entlockt hat, wenden wir jetzt unseren Blick. Da wird heute auch eine gar ernste Geburtstagsfeier begangen. Eine trauernde Familie steht dort um einen geschlossenen Sarg versammelt. Es sind die Mitglieder des königlichen Hauses, welche gekommen sind, heut, am Geburtstage des Unvergeßlichen, noch einmal Abschied zu nehmen von dem, der im Leben nicht nur ihr Herr und König, sondern auch ihr ehrwürdiges, allverehrtes Familienhaupt gewesen. Es sind für uns alles liebe, vertraute Gestalten von der greisen Kaiserin Augusta bis zum jüngsten Prinzlein, das noch nichts ahnt von dem feierlichen Ernst des Augenblicks. Keiner aber von allen ist besser bekannt im weiten deutschen Vaterland von der entlegensten Fischerhütte am niederen Meeresstrand bis hinauf zur fernsten Senne auf schwindelnder Alpenhöhe, keiner lieber uns und vertrauter, als der wohl zu Häupten des Sarges stehen mag, der Mann mit dem milden Ernst im Antlitz und dem Stempel schweren Leidens auf der bleichen Stirn, der Sohn, der den greisen Vater betrauert, einst „unser Fritz", jetzt unsers Kaisers und Königs Majestät. Welche Gedanken mögen da wohl durch die Seele des edlen Dulders ziehen, welche Wünsche für sein Volk? Welche Gelübde mögen die einst so beredten, jetzt ach! so stummen Lippen flüstern beim Andenken dessen, der ihm stets Vorbild und Richtschnur des Denkens und Handelns gewesen? Und wir fragen noch! Hat er, hat unser Kaiser Friedrich doch zu uns gesprochen Worte der Weisheit, Worte königlichen Vertrauens zu seinem mündig gewordenen Volke, Worte so hoch und hehr, daß sie mitten in all unsrem Weh wie Orgelton und Glockenklang dahingebraust sind durch alle preußischen und deutschen Herzen mit mächtigem Wiederhall vom Fels zum Meer.

Wahrlich! nicht unter freundlichen Auspicien hat Kaiser Friedrich den Thron seiner Väter bestiegen, und schwer lastet auf ihm, lastet auf uns allen des Schicksals Hand. Ihm ist es nicht vergönnt gewesen, dem geliebten Vater in der Todesstunde nahe zu sein; und selbst des Trostes hat er entbehren müssen, die wenn auch vom Hauch des Todes erkalteten teuren Züge noch einmal zu schauen. Wir alle haben es mit unserem kaiserlichen Herren empfunden, wie unsagbar schmerzlich es für diesen guten Sohn gewesen ist, selbst auf den letzten Abschied verzichten zu müssen, und doppelt inbrünstig steigen ob des zwiefachen Wehes, des Seelenschmerzes, der sein Herz verwundet hat, und der nagenden Krankheit, die an seinem Leben zehrt, in dieser Stunde unsere Gebete zu Gottes Thron empor für Kaiser Friedrich, den Hort und die Hoffnung des deutschen Vaterlandes. Möge der Herr der Heerscharen, wie er den Sieger von Weißenburg und Wörth einst gnädig beschirmt hat mitten im Kugelregen und im wilden Getümmel der Feldschlacht, so auch jetzt seine starke Hand halten über dem Helden, dessen Mut und Willenskraft bis jetzt obgesiegt hat dem tückischen Feinde, der nach seinem Leben zielt! Daß er uns erhalten bliebe; daß wir unsrem Kaiser lange Jahre dienen dürften treu und ohne Wanken; daß wir mit ihm weiter arbeiten dürften an dem großen Werk, welches Kaiser Wilhelm sterbend ihm und uns hinterlassen hat, auf daß wir, das gesamte deutsche Volk, mit ihm und seinem Hause nach so schwerer Prüfung freudigen Herzens dem Herrn lobsingen können und seinen Namen preisen.

Das walte Gott!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf